

LENA CORINA
LUI SA

INSTRUMENT
DER INTRIGEN

Leseprobe

An der Scheide zwischen
dem sicheren Korridor der Vernunft
und dem riskanten Pfad der Liebe,
welchen Weg schlägst du da ein?

Prolog

14. Juni 1855

Eine ungewöhnliche Stille lag über London. Als hielte die sonst so turbulente Stadt den Atem an.

Die Themse schimmerte im Mondlicht wie flüssiges Silber, die nassen Dächer funkelten und die hohen Backsteingebäude warfen ihre Schatten auf die Straßen. Feiner Nebel stieg vom Fluss auf und glitt in die anliegenden Gassen.

Ein Mann wanderte suchend die verwaiste Cable Street entlang. Nur ein dünner, geflickter Mantel und ein schwarzer Filzhut hielten die feuchtkühle Luft von seinen aus Kummer abgemagerten Gliedern fern. Er fröstelte leicht und sog mit jedem Atemzug den Geruch von feuchtem Laub und getränktem Lehm tief in seine Lunge. Das Gewitter hatte nicht nur die Menschen, sondern auch den hartnäckigen Gestank aus den Gassen vertrieben.

Den Regenschirm als Gehstock mitführend, rollte der schnurrbärtige Mann das Handgelenk ebenso zügig ab wie seine Füße auf dem Pflaster. Die Metallspitze des Schirms und die Sohlen seiner Schuhe erzeugten ein rhythmisches Klacken, das von den dunklen Mauern widerhallte.

Der Buchhändler befand sich auf der Suche nach einer Hure, die hier irgendwo wohnte. Lange Zeit hatte er mehr als eine bloß geschäftliche Beziehung mit ihr gepflegt. Doch nach der mysteriösen Entführung einer ihrer Kolleginnen vor knapp einem Jahr hatte sie zu seinem Schutz den Kontakt mit ihm abgebrochen. Seither war kein Tag vergangen, an dem der Buchhändler nicht an sie gedacht hatte, und er vermochte nicht eine Sekunde länger auszuharren, ohne nach ihr zu suchen. Lieber riskierte er, sich selbst in den Fokus der Gefahr zu rücken, als noch länger ohne sie zu leben.

Doch hier, in Whitechapel, war ihm bei aller Sehnsucht dennoch nicht wohl. Er hatte das Gefühl, in jeder unbeleuchteten Ecke lauere ein Paar Augen, das ihn beobachtete.

Gasbetriebene Straßenlaternen streuten goldenes Licht, doch nur der größte dieser Lichtkegel vermittelte dem Buchhändler die Sicherheit, einen Moment stehen zu bleiben und seine beschlagene Brille zu putzen. Nervös warf er einen Blick über die Schulter und zupfte ein Stofftaschentuch aus der Hose. Seine Mutter hatte es einst mit seinen Initialen bestickt: *A. L.* Er wischte über die Gläser – doch ehe der Steg erneut seine Nase berührte, zerriss ein Schrei den nebelhaften Schleier der Stille. Weiblich, schrill, schmerz erfüllt. Und nicht allzu weit entfernt.

* * *

Laute, aufgebrauchte Stimmen drangen aus der herrschaftlichen Stadtvilla. M'baye Smith, der gekommen war, um seine Frau abzuholen, beschleunigte seine Schritte.

Er war für heute fertig mit seiner Arbeit, die ihm immer wieder erniedrigende Kommentare einbrachte: Wie passend es sei, dass er sich als Laternenanzünder verdinge, weil er doch ebenso schwarz sei wie die Nacht und sonst Gefahr laufe, darin verloren zu gehen.

Seit dem Ende der Sklaverei hatte sich nicht viel verändert – und doch eine ganze Menge. Denn M'bayes Frau hatte eine bezahlte Anstellung als Dienstmädchen gefunden und ihm vor drei Jahren einen gesunden Sohn geschenkt. Sie waren nun eine kleine, glückliche Familie. Keine Beleidigung der Welt konnte daran etwas ändern.

Die Vorfreude auf Frau und Kind ließ M'bayes Schritte federn. Doch je näher er dem Herrenhaus kam, desto stärker wurde sein Gefühl, dass etwas nicht stimmte.

Keine Diskussion verursachte einen solchen Lärm.

M'baye übersprang die wenigen Treppen zur Veranda.

Die Eingangstür war nicht abgesperrt, Gerry, der Butler, der sie sonst öffnete, nirgends in Sicht. Erneut drangen Schreie auf den Flur.

M'baye riss die Tür zum Salon auf – und erblickte seine Frau. Sah den Ausdruck in ihren Augen. Angsterfüllt, flehend. Rücklings auf der verwüsteten Tafel. Ihr Herr kniete über ihr, seine Finger eisern um ihre Handgelenke geschlossen.

Aus einer Ecke weiter hinten drang ein Weinen. Sein Sohn, auf dem glänzenden Marmorboden kauern.

Eine unsägliche Wut ergriff M'baye. Eine, die er von sich selbst nicht kannte. Wie im Wahn zerrte er den Lord von seiner Frau herunter und stieß ihn weg.

Sofort richtete sie sich auf. Ihr Kleid war an der Vorderseite aufgerissen; das Werk des Lords, wie sie mit einem Lidschlag bestätigte. Dann sprang sie von der Tafel und eilte zu ihrem Sohn.

M'baye drehte sich um und schlug zu. Die Wucht seiner Faust ließ den Lord einknicken und schleuderte ihn gegen eine Anrichte an der Wand. Das Besteck in den Schubladen klirrte.

»M'baye!«, rief seine Frau, ihren Sohn auf dem Arm. Sein Gesicht war gerötet, seine Augen angstvoll aufgerissen. Mit den Fingerchen klammerte er sich am Träger ihres Mieders fest.

»Aissatou«, schrie M'baye zurück, »bring dich in Sicherheit!«

Sie stürmte an ihm vorbei zur Tür hinaus, ihren kleinen Jungen schützend an die Brust gedrückt. Erst auf der Straße vor dem Haus wagte sie es, stehen zu bleiben.

Ihr Herz hämmerte so laut, dass es in ihren Ohren hallte und das Wimmern ihres Sohnes übertönte. Sie hatte Mühe, unter seinem Gewicht richtig zu atmen, und keuchte. Doch den Blick hielt sie gebannt auf die Villa gerichtet. Wippte angst erfüllt von einem Fuß auf den anderen. Wartete, dass M'baye über die Schwelle trat und zu ihr nach draußen kam. In Sicherheit.

Eine schwarze Silhouette humpelte ins Freie. Doch als das Licht der Straßenlaternen auf das Gesicht des Mannes traf, erkannte Aissatou, dass es nicht ihr Gatte war.

Es war der Lord. Dunkle Flecken bedeckten sein weißes Hemd an Brust und rechtem Ärmel. In der Hand hielt er ein Messer.

Aissatous Verstand setzte aus. Die Hoffnung, ihr Mann möge doch noch aus dem Haus kommen, verankerte ihre Füße im Boden und hinderte sie daran, zu fliehen. So lange, bis der Lord nahe genug war, um die Farbe der Flecken an seiner Kleidung zu bestimmen. Doch als Aissatou das Rot erkannte, war es bereits zu spät. Der Lord hatte sie schon fast erreicht. Mit ihrem Sohn auf dem Arm wäre sie nicht schnell genug, um ihm zu entkommen.

Aissatou stellte den kleinen Jungen auf die Füße und sah ihm tief in die Augen. »Bayim«, sprach sie, ihre Stimme zittrig, aber bestimmt. »Ich liebe dich. Deshalb musst du jetzt tun, was ich dir sage, verstanden?«

Der Dreijährige nickte tapfer. Seine tränennassen Pausbäckchen glitzerten im Licht der Straßenlaternen.

Aissatou drehte ihn an den Schultern von sich fort und küsste ihn auf die Wange. »Lauf. Lauf, mein Junge! Lauf, so weit du kannst, und schau nicht zurück!« Mit diesen Worten schubste sie ihn von sich, und die kleinen Füße trappelten über das Pflaster.

Bayim wollte ein guter Junge sein und seine Eltern stolz machen. Also tat er, was ihm aufgetragen worden war. Er rannte, so schnell er konnte.

Doch als der Lord seine Mutter erreichte, war er noch nicht weit genug entfernt, und ihr Schrei brannte sich für immer in sein Gedächtnis ein. Bayim erschrak – und stolperte.

* * *

Das bestickte Taschentuch fiel zu Boden.

Alfred Langden traute sich jedoch nicht, es wieder aufzuheben. Stattdessen schob er seine Brille auf die Nase und steuerte im Laufschrift direkt auf den nächsten Pub zu.

Das kalte Gefühl, beobachtet und verfolgt zu werden, kroch seinen Nacken hinauf bis unter den Hut. Es mochte bloß Einbildung sein, doch in dieser Gegend wollte er es lieber nicht darauf ankommen lassen.

Er riss die Tür des *Crown & Dolphin* auf.

Vergnügte Töne von Fidel und Akkordeon schallten ihm entgegen, begleitet von lautem Gebrüll und dem Krach einer Schlägerei, die nicht besonders ernst zu sein schien. Erleichtert trat der Buchhändler ein.

Der wohlige Duft von Bier und deftigem Essen empfing und umhüllte ihn. Willige Dirnen mit freizügigen Dekolletés lockerten die durchweg männliche Gesellschaft auf. Ob eine von ihnen seine Geliebte kannte?

Die Tür fiel ins Schloss, und mit dem hellen Klingeln des Glöckchens darüber ließ Alfred die Angst hinter sich ...

* * *

...anders als die rothaarige Frau, die schweißgebadet auf ihrem Bett hockte und den Rücken gegen das gusseiserne Kopfende stemmte.

Normalerweise war sie eine der Dirnen, die im *Crown & Dolphin* nach Beute suchten. Die Männer mit ihrem engelsgleichen Gesicht in den Bann zu ziehen, war ihr stets ein Leichtes.

In diesem Augenblick jedoch war Claras Antlitz verzerrt von Qualen. Ihre Adern an Stirn und Hals standen deutlich hervor, die Sehnen waren wie Drahtseile gespannt und schienen jeden Moment zu reißen.

Sie biss auf einen Lumpen, um ihr Brüllen zu unterdrücken, und krallte die Finger in die Laken, während sämtliche Muskeln ihres Körpers verkrampften.

Clara lechzte danach, das Fenster zu öffnen und die wohltuende Nachtluft hereinzulassen. Aber die Angst, gehört zu werden, hielt sie davon ab.

Sie lebte in einer dürrig beleuchteten Seitengasse der Cable Street. Eben jener, an deren Ecke sich der Pub *Crown & Dolphin* befand.

Bis vor wenigen Monaten hatte die junge Hure diese einmalige Lage ungeniert für sich ausgenutzt. Die Männer waren nach ihrem Besuch im Pub eine leichte Beute und oft so betrunken, dass sie sich sogar von selbst in diese Gasse verirrten. Dann führte die Rothaarige sie in das baufällige Gebäude, in dem sie lebte. Über das Treppenhaus und durch den Flur, beides so dreckig, dass eine große Familie von Ratten zu Claras Nachbarn zählte – neben einem erfolglosen Dichter, einem fetten Alkoholiker und einer verarmten alten Irin, die vor der großen Hungersnot geflüchtet war.

Ein kleines Zimmer in diesem Gebäude nannte Clara ihr Eigen, auch wenn es nur gemietet war.

Hier drin befand sich alles, was sie besaß: ein paar wenige persönliche Gegenstände, ihre Kleidung, das alte gusseiserne Bett, das sie vom Vormieter übernommen hatte. Ein kleiner Tisch mit einem abgewetzten hölzernen Stuhl, ein Nachtkästchen sowie ein knarzender Kleiderschrank in der Ecke und ein Waschbecken, über dem sich immerhin ein Hahn befand, aus dem fließend Wasser kam. Wenn auch nur spärlich und keinesfalls zum Trinken geeignet.

Hierher hatte Clara die wankenden Männer oft geführt, und immer waren sie ihr lüstern gefolgt.

Heute jedoch hatte sie die Wohnung selbst noch nicht verlassen.

Schon seit Stunden wälzte sie sich auf der Matratze und ertrug die Schmerzen, die sie in Wellen heimsuchten. Das Laken verwüstet, die langen roten Haare auf der schweißnassen Haut klebend, krampfte Clara erneut zusammen.

Sie war auf sich allein gestellt, hatte keine Eltern oder Freunde, bei denen sie für eine Weile unterkommen konnte. Professionelle Hilfe war unerschwinglich, kam sie doch ohnehin kaum über die Runden.

Außerdem konnte Clara nicht lesen. Sämtliches Wissen, das am heutigen Tag über Leben und Tod entscheiden würde, hatte sie sich bei verschiedenen mündlichen Quellen geholt – soweit möglich, ohne dabei ihre wahre Motivation preiszugeben. Sie zweifelte, wie sehr sie sich auf die Richtigkeit dieser Informationen verlassen konnte.

Jetzt, da es tatsächlich darauf ankam, breitete sich der metallische Geschmack von Panik in ihrem Mund aus.

Clara hatte alles darangesetzt, ihre Schwangerschaft zu verbergen. Indem sie stets weite Kleider trug und den Kontakt zu ihren ohnehin scheuen Nachbarn mied, war ihr das auch gelungen. Doch die Geburt bereitete ihr Sorgen – oder vielmehr das Danach. Denn egal, wen sie gefragt hatte, eines hatten ihr alle bestätigt: Neugeborene weinen und schreien aus voller Brust, sobald sie auf der Welt sind. Das sei nicht nur natürlich, sondern sogar wichtig.

Für Clara aber war es gefährlich. Im schlimmsten Fall konnte es sie das Leben kosten.

Ein weiterer Grund, das Fenster geschlossen zu halten.

Sie besaß im Moment nur die Fragmente einer Taschenuhr, die der Schwerkraft zum Opfer gefallen war. Die Abstände wurden jedoch immer kürzer, dessen war sie sich gewiss. Claras Zeitgefühl versicherte ihr, dass die krampfartigen Wellen jetzt nah genug beieinanderlagen. Sie holte noch einmal tief Luft – und mit der nächsten Wehe presste sie.

Ein Ruck ging durch ihren gewölbten Bauch. Sie schlug die Kiefer aufeinander, und der Lumpen zwischen ihren Zähnen hinderte ihr Brüllen daran, nach draußen zu gelangen.

Die nächste Wehe übermannte sie, und Clara presste erneut, noch fester als zuvor. Die Schmerzen waren unerträglich, doch ihr blieb keine andere Wahl, als sie zu erleiden. Also atmete sie, presste, atmete und presste, wieder und wieder. Das Blut rauschte in ihren Ohren, ihre Schläfen fühlten sich an, als würden sie jeden Moment bersten, und immerzu musste sie den Griff um die Laken verstärken, weil der Schweiß ihre Finger sonst abrutschen ließ.

Über den Bauch hinweg erkannte sie den Kopf des Kindes zwischen ihren Schenkeln. Erstmals an diesem Tag breitete sich Erleichterung in Clara aus.

Neben den wenigen brauchbaren Tipps für eine Alleingeburt hatte sie auch viele Schauergeschichten gehört: von Steißgeburten bis hin zu schlichtem Verbluten vermochten sämtliche Komplikationen sie oder ihr Baby zu töten. Was in so einem Fall zu tun war, hatte ihr aber niemand verraten können.

Sie glaubte nur, zu wissen, dass von jetzt an nicht mehr allzu viel schiefgehen konnte.

Das gab Clara Kraft für die nächste Wehe. Sie biss und brüllte in den Lappen, und kurz darauf hatte sie es geschafft. Das Kind war geboren. Sie hatte es zur Welt gebracht.

Doch es war still. Clara verlagerte ihr Gewicht und starrte auf das Baby. Es bewegte sich ein wenig. Seine Brust hob und senkte sich. Clara hielt ihren Zeigefinger an Mund und Nase des Neugeborenen. Eindeutig: Es atmete.

Die junge Hure keuchte auf. Behutsam hob sie den Kopf des Mädchens an und betrachtete sein Gesicht. Tränen drangen aus ihren Augenwinkeln, und unbändiges Glück ließ ihr Herz überquellen. Das Baby atmete, lebte, doch – vermutlich zum Erstaunen eines jeden Mediziners – war es ebenso still wie die Stadt vor dem Fenster. Es quengelte leicht, aber es schrie nicht.

Als wäre ihm bewusst – womöglich durch die neun Monate im Bauch seiner umsichtigen Mutter – dass unter keinen Umständen die falschen Personen von seiner Existenz erfahren durften. Dass Clara und das Mädchen selbst einfach verschwinden würden, sollte irgendjemand herausfinden, wer der Vater war.

Oder mit wem dieser geschlafen hatte.

Liebste Luisa,

*wenn du diese Zeilen in Händen hältst,
wirst du mich vergessen haben.*

1. Schatten

*Neun Monate zuvor
September 1854*

Ricceiya presste sich mit dem Rücken gegen die Wand und hob den Vorhang seitlich ein Stück an.

Draußen war es bereits dunkel. Der Mann, den sie erwartete, kam stets nachts. Dann, wenn sein schwarzer Mantel mit den Schatten der Straßen verschmolz und er sich unerkant darin bewegen konnte.

In den Regenpfützen spiegelten sich die Lichter der Häuser und Kutschen. Für einen Augenblick schien die Spiegelung unterbrochen – wenige Sekunden später klopfte es an der Tür.

Klonk – klonk – klonk, klonk, klonk, klonk. Zweimal lang, viermal kurz. Das vereinbarte Erkennungszeichen.

Ricceiya huschte zum Eingang und öffnete gerade so weit, dass der hochgewachsene Mann durch den Spalt passte. Sie selbst verbarg sich hinter der Tür, so lange diese offen stand. Lautlos schwebte der unheimliche Gast herein.

Erst nachdem sie das Blatt leise ins Schloss gedrückt hatte, traute Ricceiya sich, wieder zu atmen.

Sie und ihr Gast verharrten einen Moment regungslos. Lauschten, ob sich von draußen Gefahr ankündigte. Ob der Schatten womöglich selbst einen Schatten hatte.

Es schallte jedoch nur gedämpft der für diese Uhrzeit übliche Straßenlärm ins Innere der Wohnung. Die Luft schien rein.

Ricceiya und ihr nächtlicher Besucher tauschten einen bestätigenden Blick aus. Erst dann lösten sie sich aus ihrer Starre.

»Guten Abend.« Die Stimme des Mannes kratzte so überheblich an den Vokalen, als wäre er jeder einzelnen Silbe überlegen. Er streifte Schuhe und Socken ab und trat näher an Ricceiya heran. Dabei knöpfte er einhändig seinen bodenlangen Wollmantel auf und setzte gleichzeitig den Hut ab, den er zuvor tief ins Gesicht gezogen hatte.

Dichtes weißgraues Haar, gesäumt von spitzen Geheimratsecken, trat ans schummrige Licht.

Ricceiya vergrub verführerisch die Finger darin. »Guten Abend«, hauchte sie und versuchte, das Zittern ihrer Hand zu verstecken. »Ich habe Euch schon erwartet.« Die Bemühung um ein Lächeln formte ihre Lippen, und sie zwang sich, seinem durchdringenden Blick standzuhalten.

Doch die von tiefen Falten umrandeten Augen waren genauso kalt wie der Stahl, dessen Farbe sie ausmachte.

»Stünde mir der Sinn nach Konversation«, eine feuchte Wolke stechend frischen Minzgeruchs stieß Ricceiya entgegen, »wäre ich gewiss in der Lage, dazu ein geistreicheres Gegenüber zu finden als eine Prostituierte, meinst du nicht?« Das aufgesetzte Lächeln erstarb. »Also sei still.«

Er zog das weiße Kollar aus seinem Kragen, öffnete die Knöpfe an seiner schwarzen Kutte und nahm zuletzt die Kette ab, von der warnend das goldene Kreuz baumelte.

Die Kleidung warf er achtlos auf einen Stuhl in der Ecke des Zimmers. Die Kette legte er sorgsam über dessen Lehne, darauf bedacht, dass das Kreuz mit der Rückseite zum Raum hing.

Vollkommen nackt stand der Geistliche nun vor ihr. So dicht, dass sein behaarter Bauch gegen Ricceiyas drückte. Unverhohlen hörbar sog er ihren Geruch ein und zog eine Strähne ihrer dunkelbraunen Löckchen hinter der Schulter hervor, an deren Spitze er einen tiefen Zug nahm.

Er hatte Ricceiya angehalten, ihr Haar mit Myrrhe zu waschen, und sie kam seiner Bitte folgsam nach, seit er selbst ihr das kostbare Öl mitbrachte.

Seine von Altersflecken gezeichnete Hand glitt über ihr Schlüsselbein hinunter zu ihrem Dekolleté. Geübt öffnete er ihr Kleid und Mieder. Kurz darauf lagen auch schon beide Teile als rot-schwarzer Haufen auf dem Boden und Ricceiya auf dem Bett.

Der Geistliche beugte sich über sie, drehte sie um und zog ihr Gesäß in die Höhe, mit einer Kraft, die man seiner Statur nicht mehr zugetraut hätte.

Ricceiya kniete vor ihm auf der Matratze. Auf dem Nachttisch hatte sie ein Glas billigen Speiseöls für ihn platziert. Sie drückte lasziv den Rücken ins Hohlkreuz und streckte ihm ihr Hinterteil entgegen.

Noch stärker als der Akt an sich erregten ihn die Empfindungen seiner Partnerin. Sie wusste, was er von ihr erwartete, es war seit beinahe sechs Monaten stets dasselbe. Und er nahm an, dass sie sich als *Professionelle* dementsprechend darauf vorbereitete. Dennoch konnte er sie förmlich riechen, die Mischung aus sündhafter Lust und der bittersüßen Furcht vor dem, was er gleich mit ihr anstellen würde. Er verzehrte sich nach dem betörenden Geruch, den der Angstschweiß auf ihrer dunklen Haut verströmte, und er trachtete danach, ihre Befürchtungen erneut wahr werden zu lassen.

Als er ohne weitere Vorwarnung oder Zärtlichkeit in sie eindrang, entfuhr Ricceiya ein kurzer Aufschrei, teils aus Lust, teils aus Schmerz.

Soll dieser menschliche Abschaum ruhig ein paar Qualen für die sündhafte Entweihung der Schöpfung erleiden, dachte der Kleriker. Bekäme am Ende jeder das, was er verdiente, wären diese Schmerzen nichts im Vergleich zu dem, was der Hure eines Tages im Jenseits blühte, dessen war er sich sicher. Ein kleiner Vorgeschmack, eine Art irdisches Fegefeuer, täte ihr gut. Ja, womöglich führte es sie sogar auf den rechten Weg zurück.

Der Geistliche hob den Blick bedächtig gen Decke. »Der Allmächtige erkennt die Absichten, die sein untertäniger Diener reinen Gewissens verfolgt«, redete er sich immer wieder ein, während er sich an Ricceiyas Anus ergötzte. »Er wird mich nicht richten für die natürliche Ertüchtigung der von ihm dargebotenen«, er stöhnte, »fleischlichen Hülle. Es ist nicht *mein* Werk, dass diese Frau sich der Wollust Fremder darbietet und den heiligen Bund der Ehe entehrt.« Er machte eine Pause und atmete schwer. »Ich bediene mich keiner künstlichen Mittel, um eine Empfängnis zu verhindern.« Er senkte den Blick von der Decke auf die Hure hinab.

»Verhütungspraktiken sind Satanswerk«, fuhr der Geistliche fort. »Dies ist der einzig tolerable Weg.«

Diese Ermahnung galt ihr. Ricceiya wusste es, auch ohne zu sehen, worauf sein Blick gerichtet war. Doch sie hatte gelernt, auf seine Vorträge und Hasstiraden nicht zu antworten. Es waren, genauso wie der Akt an sich, stets dieselben.

»Ich predige dir nicht, wie du dein Leben zu bestreiten hast. Und täte ich es doch, würdest du dem gewiss keine Beachtung beimessen«, sprach er weiter. »Genau genommen, mein Kind, zeugt es von christlicher Nächstenliebe, deine Dienste in Anspruch zu nehmen.« Er keuchte. »Mit dem Lohn, den ich dir zolle, bestreite ich deinen Lebensunterhalt.« Wieder eine kurze Pause. Schwere, schnelle Atemzüge. »Es ist ... in gewisser Weise ... eine milde Gabe.«

Ricceiya drängte sich unweigerlich die Frage auf, ob ihr Freier von jedem eine derartige Gegenleistung verlangte, der seine *milden Gaben* empfing. Aber sie blieb stumm – auch weil sie spürte, dass der Kleriker nunmehr kurz vor dem Höhepunkt stand, und sie wollte, dass es ein Ende fand.

Doch er zog sich aus ihr zurück. Und dann tat er etwas, das von der üblichen Vorgehensweise abwich.

Ricceiya entfuhr zum zweiten Mal in dieser Nacht ein Aufschrei. Dieses Mal jedoch aus reinem Schmerz, befreit von jeglicher Sinneslust. Sie spürte mindestens drei seiner wulstigen Finger, die er in sie gerammt hatte, und zuckte in die Gegenrichtung. Erschrocken sah sie über die Schulter.

Ihre Blicke trafen sich. Der Ausdruck, den der Geistliche dabei in Ricceiyas bernsteinfarbenen Augen sah, kostete ihm sein letztes Maß an Selbstbeherrschung.

Er packte sie wieder am Schopf, riss ihren Kopf zurück und ihren Körper damit in Position. Noch einmal stieß er in sie.

Ricceiya verkrampfte sich.

Und Hermann Thierry Wolff explodierte in ihr, Sekunden lang, die wie eine Ewigkeit schienen. Kalte Blitze der Verzückung durchzogen seinen massigen Körper – während heiße Tränen über die Wangen der Hure liefen.

Jegliche Farbe war aus ihrem Gesicht gewichen, als Wolffs Entspannung eintrat und er endlich von Ricceiyas blutendem Hinterteil abließ.

2. Nahendes Schicksal

Am nächsten Abend

September 1854

»Clara, hast du eine Minute? Ich muss mit dir reden«, wisperte Ricceiya und zog ihre Freundin am Arm.

Sie traten von der Cable Street in eine engere, schlecht beleuchtete Seitengasse. Der aufziehende Nebel schirmte ihre Unterhaltung zusätzlich ab.

Ricceiya bewegte sich eigenartig. Bis zu ihrem nur wenige Schritte entfernten Ziel huschte ihr Blick hin und her wie der eines Eichhörnchens, das ständig auf der Hut war. Erst als sie stehen geblieben waren, wandte sie sich an Clara.

»Was ist denn mit dir los, Ricci?« So aufgescheucht hatte sie ihre Freundin noch nicht erlebt.

»Clara, ich hab einen Freier für dich«, verkündete Ricceiya. »Ich hab jetzt schon sehr oft mit ihm ... *gearbeitet*.« Ricceiya stockte. »Er kommt immer nur zu einer von uns. Hält eine gewisse ... Wie nennt man das? Mogonamie ein?« Ehe Clara sie korrigieren konnte, plapperte Ricceiya bereits weiter, so schnell, dass ihre Stimme sogar höher klang als gewöhnlich. »Ich hab mir bis jetzt keine Krankheiten von ihm geholt. Er ist relativ gepflegt und sehr ... gebildet, soweit ich das einschätzen kann. Die Kohle stimmt auch.«

Ricceiya beherrschte die englische Sprache mittlerweile gut. Bis auf einen leichten Akzent und ihren dunklen Teint bemerkte man kaum noch etwas von ihrer Herkunft. Regte sie sich jedoch auf, verfiel sie schnell wieder ins Spanische.

Clara musste ihren Redeschwall unterbrechen, bevor sie überhaupt nichts mehr verstand. »Wieso willst du mir den Freier dann abgeben?«

»Ich muss.«

»Wie, du musst?«

»Clara, *por favor*, stell keine Fragen.« Ricceiya warf hastig einen Blick über die Schulter.

»Ricci. Du bist meine beste Freundin.« Clara berührte sie sanft am Oberarm. »Du kannst es mir sagen.«

»Weißt du ... Er hat gesagt, er will *mal was Neues ausprobieren*.« Ricceiya äffte den Mann mit lächerlich tiefer Stimme und dazu passender hochnäsiger Fratze nach. »Er hat mich gefragt, ob ich eine Kollegin habe. Eine, die die gleiche Figur hat wie ich, aber trotzdem ganz anders aussieht. Also Hautfarbe, Haare und so.« Sie deutete auf ihre eigene dunkle Mähne und die bernsteinbraunen Augen.

»Ich weiß schon, was du meinst, Ricci.«

»Und er will, dass sie sauber ist. Da bist du mir als Erstes, eingefallen. Du weißt ja, Nancy kämpft schon wieder mit den Filzläusen und ... na ja, von den anderen brauchen wir gar nicht erst reden.« Ricceiya verdrehte die Augen. »Ich habe ihm gesagt, du bist zwar ein bisschen größer als ich, aber ... über den Daumen kommt das schon hin. Du mit deinen roten Haaren und der weißen Haut.« Sie seufzte, lächelte jedoch liebevoll. »Die Männer liegen dir zu Füßen, oder?«

»Nein, so ist das nicht, Ricci.« Clara errötete und machte eine wegwerfende Handbewegung. »Jeder hat einen anderen Geschmack. Es gibt genug Männer, die total auf deinen südländischen Typ abfahren.« Sie grinste. »Am Ende des Tages gleicht sich das bestimmt alles aus.«

»Na ja, ich weiß nicht. Aber wir schweifen ab.« Ricceiya sondierte aus dem Augenwinkel schon wieder die Umgebung, obwohl durch den feuchten Schleier ohnehin nur schemenhafte Umrisse zu erkennen waren. »Ich hab dem Freier jedenfalls beschrieben, wie du aussiehst, und er war sehr angetan. Ehrlich gesagt wollte er sofort wissen, wer du bist.« Sie nahm Claras Hand. »Ich hab ihm deine Adresse gegeben.«

»Du hast was?!« Sofort entzog sich Clara dem Griff ihrer Freundin, als hätte diese sie gebissen.

»Clara, bitte, sei mir nicht böse! Ich hatte keine Wahl. Was hätte ich denn tun sollen? Nein, du hast recht. Es tut mir leid. Ich –«

»Ist schon gut, Ricci«, unterbrach Clara sie. »Kein Problem.« Versöhnlich legte sie ihre Hand wieder in Ricceiyas. »Ich weiß, du hast es nur gut gemeint. Alles in Ordnung. Es hätte ja nichts geändert, wenn du vorher mit mir darüber geredet hättest. Am Ende musst du ihm sowieso verraten, wo ich wohne, oder? Wie soll er sonst zu mir finden?« Clara lachte, um die Situation etwas aufzulockern. »Wann hat er denn vor, zu mir zu kommen?«

»Übermorgen Abend.«

»So bald schon? Das geht ein bisschen schnell.«

»Ja. Er ...«, abermals wanderten Ricceiyas Augen auf die belebte Cable Street zurück, »... hat es eilig.«

»Gut, na schön. Zum Glück bin ich übermorgen noch frei.« Plötzlich schossen Claras Augenbrauen in die Höhe. »Nein, doch nicht! Da wollte ich abends bei meinem ... speziellen Buchhändler vorbeischaun. Du weißt schon, der unten in Southwark?«

»Nein, lass mich mal nachdenken. Du meinst doch bestimmt nicht den *charismatischen, attraktiven, intelligenten, aufrichtigen, humorvollen, freundlichen und einfühlsamen Buchhändler*, von dem du immerzu sprichst, oder?« Ricceiya grinste schief. »Klar weiß ich das.«

Clara wurde rot und biss sich auf die Lippe. »Ach, was soll's. Ich werde mich einfach angemessen bei ihm entschuldigen müssen.« Nun grinste auch sie. »Die Bezahlung bei dem

neuen Freier stimmt ja, hast du gesagt. Also zahlt es sich aus, wenn ich Alfred einmal versetze, oder?«

»Auf jeden Fall.«

»Warum machst du eigentlich so ein Geheimnis aus dem Kerl? Ist es jemand Berühmtes?«

Doch Ricceiyas Aufmerksamkeit lag schon wieder woanders. Ihr Blick war sorgenvoll. Selbst ihre Körperhaltung schien heute eigenartig: etwas gebückt, weniger selbstbewusst und steifer als sonst.

Clara bemühte sich, keine voreiligen Schlüsse daraus zu ziehen.

Ricceiya steckte öfter mal in Schwierigkeiten, meist hatten sie mit ihrer komplizierten Vergangenheit zu tun. Clara wusste nicht viel darüber, außer dass ihre Freundin aus Spanien stammte. In dem einzigen Gespräch, das sie jemals zu dem Thema geführt hatten, waren Worte wie *Sinti* und *Roma* gefallen. Ricceiya hatte versucht, ihr zu erklären, worin genau der Unterschied lag und welchem Volk sie angehörte. Ihre Englischkenntnisse hatten zu dieser Zeit aber noch aus Bruchstücken bestanden, weshalb Clara es schlichtweg nicht verstanden hatte.

Eines wusste sie jedoch ganz genau über ihre temperamentvolle Freundin: brauchte diese Hilfe, dann bat sie darum. Und wenn sie über ihre Probleme sprechen wollte, tat sie das. Nur eben nicht, wenn man sie danach fragte, sondern ausschließlich dann, wenn es Ricceiya passte.

Clara wartete ab, bis der Blick ihrer Freundin wieder zu ihr zurückkehrte.

»Entschuldige, ich dachte, ich hätte jemanden gesehen«, murmelte Ricceiya, als sie Claras fragend gerunzelte Stirn sah. »Wenn du willst, kann ich dich bei deinem Buchhändler vertreten«, schlug sie vor. »Ich spanne ihn dir auch nicht aus, versprochen.«

»Äh ...« Clara lachte peinlich berührt auf und hoffte, ihre Freundin meinte das nicht ernst. Üblicherweise erwartete sie an dieser Stelle eine dementsprechende Bemerkung. Aber da kam nichts. Prüfend sah sie Ricceiya an. »Ricci? Gibt es etwas, das du mir sagen willst?« Sie verschränkte die Arme vor der Brust. »Das war ein Scherz, oder?«

»Was? Ja, natürlich ... tut mir leid.« Ricceiya sah Clara in die Augen und schenkte ihr für den Augenblick ihre volle Konzentration. »Was willst du denn noch wissen?«

Clara zuckte mit der Schulter. »Vielleicht den Namen dieses geheimnisvollen Freiers?«

»Ich kenne seinen Namen nicht«, gab Ricceiya zu und stierte verlegen zu Boden.

»Na gut. Er möchte anonym bleiben. Dann beschreib ihn mir. Ich sollte doch zumindest irgendetwas von ihm wissen, oder? Wie soll ich ihn sonst erkennen?«

Ricceiya entfuhr ein Lachen, und sie sah wieder zu Clara auf. »Du *wirst* ihn erkennen, glaub mir. *Das* wird nicht das Problem sein.«

»Nein? Was dann?«

»Clara ...« Ricceiya seufzte. »Also gut, pass auf. Weißt du ... So gebildet und gepflegt er ist ... Er ist auch ein bisschen ... eigensinnig.«

»Was meinst du damit?«

»Na ja, er hat etwas ... spezielle ... Vorlieben.« Erneut sah Ricceiya sich um. Diesmal blieb ihr Blick an jemandem in der Menge haften. Ganz kurz nur. Aber Clara hatte es bemerkt.

»Weißt du was? Eigentlich ist es nicht so wichtig«, brach Ricceiya ab. Ihre Mimik erstarrte in belangloser Freundlichkeit. »Wer weiß? Wenn er extra die Hure wechselt, vielleicht will er von dir ja dann sowieso was ganz anderes als von mir. Er wird dir bestimmt sagen, wie er es gern hätte.«

Claras verwirrter Blick verlangte wortlos nach einer Erklärung.

Ricceiya wich ihm aus. »Tut mir leid, Clara«, sagte sie. »Ich muss jetzt los. Hab gleich noch einen Kunden und so. Wir seh'n uns, ja?« Entschuldigend berührte sie ihre Freundin am Arm und gab ihr einen Kuss auf die Wange. »*Besito*.« Ehe Clara widersprechen konnte, mischte sie sich schon unter die wuselnde Menge.

»Klar. Wir sehen uns«, flüsterte Clara und sah Ricceiya nach, doch deren auffälliges rot-schwarzes Kleid war bereits in der Menschenmasse verschwunden.

Ein bisschen abgedreht war sie ja schon immer, beruhigte Clara sich innerlich. *Wer weiß, was für einen Geist sie jetzt wieder gesehen hat*.

Sie versuchte, sich vorerst keine weiteren Gedanken zu machen, und setzte ihre Besorgungen auf der Cable Street fort. Im Vorbeigehen warf sie sämtlichen passierenden Männern, an deren Seite sich keine Frau befand, verführerische Blicke zu. So, wie sie es immer tat. Denn das Geschäft schief nie.

Das Gefühl nahender Gefahr, das während des Gesprächs mit Ricceiya ihren Nacken hochgekrabbelt war, blieb weiterhin dort sitzen.

Trotz aller Vorsätze ließ es Clara nie kalt, wenn ihre Freundin sich so eigenartig verhielt. Ein wenig Sorgen machte sie sich stets. Und jedes Mal stellte sich am Ende heraus, dass diese unbegründet waren.

Doch diesmal war irgendetwas anders. Sie konnte sich nur nicht erklären, was.